Gäng muess es Früelig sy!

Autor(en): **Bürki, Jakob**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-635014

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

der Kampf uns Dasein, die Auslese der Stärkern. Immer aber, wenn ein Gesetz automatisch auf das Menschenleben aus der Zoologie übertragen wurde, hat es, wie alle solche schematischen Ausgleichungen, Unheil bewirkt. Es ist ganz sicher, daß im menschlichen Zusammenleben nicht so sehr der Kampf um den Futterplatz eine Weiterentwicklung gebracht hat, sondern das Gesetz der gegenseitigen Hilfe. Es gibt hierüber kein lehrreicheres Buch als des russischen Fürsten Kropotkin Werk „Gegenseitige Hilfe". Der Verfasser zeigt da mit eindringlichem Ernst, daß hochentwickelte Tierarten untergegangen sind, weil sie nicht verstanden, sich zu organisieren, wie aber minder entwickelte durch Ausbildung ihrer Gemeinschaften blühten und emporkamen. Man braucht dabei nicht nur an die leichten Beispiele der Ameisen und Bienen zu denken. Gerade unter den hochentwickelten Raubtieren gibt es Arten, die gemeinschaftlich jagen; selbst von den Löwen erzählt man sich, gestützt auf neuzeitige Beobachtungen, die merkwürdigsten Dinge in dieser Hinsicht. Aber auch wenn man davon absieht, so ist die Vergleichung dieses grausamen Maschinenkrieges auf keinen Fall dem Gesetz der Auslese gleichzustellen. Wer wird denn heute gemordet? Die jungen, kräftigen Männer, die eigentlich eine neue Generation erzeugen können, werden ausgerottet, während alles, was irgendwie verkrüppelt ist, daheim bleiben und für Nachwuchs sorgen kann. Die philosophische Anwendung des Darwinismus auf den heutigen Krieg scheint von einem Iguanodongehirn ausgeheckt worden zu sein.

Aber ganz abgesehen von der logischen Unhaltbarkeit dieser Theorie, die dazu dienen muß, um den Raufboldwillen alter Reitergeneräle zu idealisieren, bringt Zurlinden mächtigere Zeugnisse dafür, daß der Krieg sich selbst ad absurdum geführt hat. Das sind die Stimmen der Jungen. Die wollen nichts mehr von einem Krieg wissen. Sie betrachten ihn, wenn sie einmal ruhig sind und nicht in der Maschinerie des Krieges Denken und Wollen verloren haben, als einen Gott, an den sie nicht mehr glauben. Der Mensch schafft sich seine Götter selbst, sie aber haben sich den nicht geschaffen; sie betrachten ihn als den Gott der Alten, der ihnen seltsam fremd ist. Die Zeit ist noch nicht lange hinter uns, da Väter und Söhne Gegensätze waren, wie im großen Werk des Russen Turgeniew. Es wird die Zeit kommen, und wir erleben unter den Gewittern des Kriegs ihre erste Morgenröte, da keine Brücke mehr vom Kriegsland der Alten ins Friedensland der Jungen führen wird. Sie werden sich dies Land wahren mit dem Schwert gegen jeden Friedensstörer.

Schon der Krieg als Entwicklungsfaktor ist ein Kriegsaberglaube. Es gibt deren mehr, und Zurlinden kann auf eine hübsche Zahl aus diesem Aberglaubengebiet hinweisen; sie wird uns in einigen Jahren so seltsam vorkommen, wie dem Mediziner heute die Volksmedizin der Schärmauser. Der Krieg als Erzieher lehre die Menschen wieder idealistisch denken und den Materialismus verachten. Man könnte bei diesem dreijährigen Krieg auf Goethe hinweisen: „Begeisterung ist keine Heringsware, die man einpöckelt für einige Jahre." Und tatsächlich erträgt eine so lange Hochglut der Begeisterung kein Mensch, geschweige denn ein Volk. Aber es ist schwer, heute, wo nur die rohe und die kalte List, die schlaue Berechnung herrschen und wo fromme Geduld, Edelmut und Größe nur Dinge sind, die man den dummen Völkern zumutet, heute, wo wir so viel Tote haben, daß, gönnte man jedem Toten nur einen armen Meter Platz für sein Grab, eine Gräberreihe entstehen müßte, die von der äußersten Spitze Spaniens hindurchreichen müßte durch ganz Spanien, Frankreich, Deutschland, Rußland und noch zweitausend Kilometer nach Sibirien hinein: heute lohnt es sich wirklich nicht mehr, von der erzieherischen Kraft des Krieges zu reden. Wer draußen gewesen ist in den Schützengräben, der redet nicht viel mehr vom Heldentum, der überläßt das Reden von der Erziehung zur Männlichkeit Leuten, wie der Stubenhocker Hofrat Vierordt in Karlsruhe einer ist. Wie Krieg und Charakter sich zueinander verhalten, das zeigt Paul Ilg in einem kleinen Beispiel. Er befand sich in einer Berliner Wirtschaft, als ein Alkoholiker, der wohl auf Freibier hoffte, hereinstürmte und rief: „Meine Herren! Soeben hat Seine Majestät durch einen Leutnant unter den Linden verkünden lassen, daß die Festung Belfort gefallen ist." Großer patriotischer Jubel, Händeschütteln, Zutrinken, Kaiserhymne. Ilg traut der Botschaft nicht und bleibt sitzen. Aber schon schreien mich einige Patrioten an: „Aufstehen! Ausländer raus!" Widerstand wäre Selbstmord, gefährlicher noch, als wenn ich in einer eidgenössischen Festhütte ausrufen würde: „Euren Helden Winkelried hat es nie gegeben!" Zähneknirschend beug' ich mich unter das kaudinische Joch der blöden Hurraschreier und erteile mir für künftige Fälle die treffliche Lehre, die Tell seinem Sohne gibt: Was kümmert uns der Hut, komm, laß uns gehn!"

Zum Kriegsaberglauben gehört ja schließlich auch der Glaube an die Zahl, der selbst in Deutschland, das alles so sehr auf Qualität gerichtet zu haben glaubt, in den Gedanken lebt, die etwa Treitschke äußert und die zu Anfang des Kriegs von vielen Deutschen, aber auch von Schweizern, die deutsches Brot aßen und sich jenseits des Rheins geborgen glaubten, äußerten, als man sagte, daß das Leben der Kleinstaaten erbärmlich sei und keinen Boden für große Männer und große Taten biete. Damit hat man ja von seiten Karl Busses Karl Spitteler zu „erledigen" geglaubt. damit möchte man uns bevormunden, weil wir so wenig weitblickenden Geist bewiesen haben. Es wird sich schließlich aber noch zu erweisen haben, welcher Geist für die Zukunft wichtiger sei, der Goethegeist des kleinstaatlichen Weimar, allwo Verstehen für die andern herrschte, oder der Geist des großstaatlichen Preußen, das Bismarck und seine Philosophen Treitschke, Bernhardi, Norbach gebar, der Geist der kleinen Schweiz, die mit weitem Blick gleichdenkende Völker verschiedener Rasse und verschiedener Zunge zu gemeinsamer Arbeit zu einen sucht, sucht allerdings, oder der Geist der Großstaaten, der für völkische und staatliche Minderheiten nichts kennt als Unterdrückung und Knechtung. Der Gegensatz, der zwischen diesen beiden Prinzipien liegt, dem Prinzip der gegenseitigen Hilfe und der Organisation der Welt und dem der Herrschaft und Unterdrückung und der Diktatur, dem der Selbstbestimmung und der Autorität, kann gar nicht genug herausgearbeitet werden; das führt denn Zurlinden zu seinem Kapitel über das Autoritätsprinzip.

Gäng mueß es Früelig sy!

'S het um mis Hüttli g'chuttet
Und grüeft und Lärme g'macht,
A Tür und Fänster g'hoschet
Spät i der fyst're Nacht.

Da möcht' g'wüß öpper yne,
Mueß luege, wär es isch,
Und isch's en arme Züttel,
De chunnt er a mi Tisch.

I düßele zum Fänster
Und güggele dür e Spalt:
Da steit voll Biecht, Yschzäpfe
Der Winter. — Hu, wie chalt!

Los, Kärli, chasch di stryche;
Di la-n-i g'wüß nit y;
Vowäge-n-i mim Hüttli
Da mueß gäng Früelig sy!

Jakob Bürki.

Nachdruck aller Beiträge verboten.